

## Textinterpretation zur Kurzgeschichte „Die Stadt“ von Wolfgang Borchert

### Thema: Unterwegs

**Situation:** Im Online-Journal „poetenladen“ werden Textinterpretationen veröffentlicht. Die Redaktion lädt interessierte Schreiber/innen ein, zu Wolfgang Borcherts Kurzgeschichte „Die Stadt“ eine Interpretation zu verfassen.

Lesen Sie die Kurzgeschichte „Die Stadt“ von Wolfgang Borchert, schreiben Sie eine Textinterpretation und bearbeiten Sie dabei folgende Arbeitsaufträge.

- **Geben** Sie kurz den Inhalt der Kurzgeschichte **wieder**.
- **Analysieren** Sie Wortwahl, sprachliche Bilder und Satzbau sowie die Erzählperspektive im Hinblick auf ihre Funktion für den Text.
- **Charakterisieren** Sie die beiden Figuren der Kurzgeschichte.
- **Deuten** Sie aufbauend auf Ihrer Analyse die Erzählung im Hinblick auf ihren Titel.

Schreiben Sie zwischen **540 und 660 Wörter**. Markieren Sie **Absätze mittels Leerzeilen**.

### Textvorlage: „Die Stadt“ von Wolfgang Borchert

Ein Nächtlicher ging auf den Schienen. Die lagen im Mond und waren schön blank wie Silber. Nur kalt,  
2 dachte der Nächtliche, kalt sind sie. Links weit ab ein vereinsamtes Geglüh, ein Gehöft. Und dabei ein  
raugebellter Hund. Das Geglüh und der Hund machten die Nacht zur Nacht. Dann war der Nächtliche  
4 wieder allein. Nur der Wind machte seine langatmigen U-Töne an den Ohren vorbei. Und auf den  
Schienen tupfige Flecken: Wolken überm Mond.  
6 Da kam der Mann mit der Lampe. Die schaukelte, als sie zwischen die beiden Gesichter gehoben  
wurde. Der Mann mit der Lampe sagte: „Na, Junge, wohin denn?“  
8 Und der Nächtliche zeigte mit dem Arm auf das Helle hinten am Himmel.  
„Hamburg?“, fragte der mit der Lampe.  
10 „Ja, Hamburg“, antwortete der Nächtliche.  
Dann polterten unter ihren Schritten leise die Steine. Stießen sich klickend. Und der Draht an der  
12 Lampe quietschte hin und her, hin und her. Vor ihnen lagen die Schienen im Mond. Und die Schienen  
liefen silbern auf das Helle zu. Und das Helle am Himmel in dieser Nacht, das Helle war Hamburg.  
14 „So ist das aber nicht“, sagte der mit der Lampe, „so ist das nicht mit der Stadt. Das ist hell da, oh ja,  
aber unter den Lampen gehen auch nur solche, die Hunger haben. Das sag ich dir, du.“  
16 „Hamburg!“, lachte der Nächtliche, „dann ist das andere gleich. Da muss man doch wieder hin, immer  
wieder hin, wenn man daher gekommen ist. Man muss wieder hin. Und dann“, das sagte er, als ob er  
18 sich viel dabei dachte, „das ist das Leben! Das einzige Leben!“  
Die Lampe quietschte hin und her, hin und her. Und der Wind uhte molltönig an den Ohren vorbei.  
20 Die Schienen lagen mondgeglänzt und kalt.  
Dann sagte der mit der pendelnden Lampe: „Das Leben! Mein Gott, was ist das: sich an Gerüche  
22 erinnern, nach Türdrückern fassen. Man geht an Gesichtern vorbei und fühlt nachts den Regen im  
Haar. Das ist dann schon viel.“  
24 Da weinte hinter ihnen eine Lokomotive wie ein riesiges Kind voll Heimweh auf. Und sie machte die  
Nacht zur Nacht. Dann polterte ein Güterzug hart an den Männern vorbei. Und er grollte wie Gefahr  
26 durch die sternbestickte seidige Nacht.  
Die Männer atmeten mutig dagegen, und die runden rotierenden Räder rollten ratternd unter rostroten  
28 roten Waggons. Rasten rastlos rumpelnd davon – davon – davon. Und viel ferner noch leise: davon –  
davon. Da sagte der Nächtliche: „Nein, das Leben ist mehr, als im Regen laufen und nach Türdrückern  
30 fassen. Das ist mehr, als an Gesichtern vorbeigehen und Gerüche erinnern. Das Leben ist: Angst  
haben. Und Freude haben. Angst haben, dass man unter den Zug kommt. Und Freude, dass man  
32 nicht unter den Zug gekommen ist, Freude, dass man weitergehen kann.“  
Dann lag an den Schienen ein schmales Haus. Der Mann machte die Lampe kleiner und gab  
34 dem Jungen die Hand: „Also, Hamburg!“  
„Ja, Hamburg“, sagte der und ging.  
36 Die Schienen lagen schön blank im Mond. Und hinten am Himmel ein heller Fleck: die Stadt.  
(Borchert, Wolfgang: Das Gesamtwerk. Reinbek. Rowohlt 1961.)

**Wolfgang Borchert:** dt. Schriftsteller von Gedichten, Kurzgeschichten und Theaterstücken, \*20.05.21 in Hamburg und am 20.11.47 in Basel gestorben. Nach der Besetzung von Frankfurt am Main durch amerikan. Truppen am 29.03.45, kann der Soldat Borchert fliehen. Er legt 600 Kilometer zu Fuß in den Norden zurück und erreicht, krank und entkräftet, am 10. Mai 1945 Hamburg. (Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Wolfgang\\_Borchert](https://de.wikipedia.org/wiki/Wolfgang_Borchert))

## Textinterpretation der Kurzgeschichte „Die Stadt“ von Wolfgang Borchert

Die Kurzgeschichte „Die Stadt“, von Wolfgang Borchert verfasst, veröffentlicht im „Gesamtwerk“ 1961, erzählt vom Fort- und Weitergehen, von Heimkehr und von der Hoffnung auf das Ankommen. Der in der deutschen Nachkriegszeit handelnde Prosatext trägt auch autobiographische Züge, da sich der Schriftsteller mit Kriegsende zu Fuß in seine Heimatstadt durchgeschlagen hat.

Unversehens findet sich die / der Lesende inmitten der Geschichte des Jungen, der sich unfern von Hamburg seinem Ziel nahe fühlt und an den Schienen einem Mann begegnet. Ein kurzer Dialog lässt beide, unterbrochen vom Geräusch des heranrollenden Zuges, über das Leben sinnieren, bis dass der Jüngere, unbeirrt von den Worten des Älteren, seinen Weg beharrlich weitergeht.

Die knappe Figurenrede wird von einer neutralen Erzählperspektive getragen. Auch der kurze Satzbau und Ellipsen („Wolken übern Mond“, Z. 5, oder „Und hinten am Himmel ein heller Fleck: die Stadt“, Z. 36) bringen die einfache Struktur zum Ausdruck. Dennoch besitzt die gewählte Sprache einen hochpoetischen Charakter, der Rastlosigkeit vermittelt und Richtung vorgibt. So verleihen Wortwiederholungen wie „davon“ (Z. 28, 29), „Hamburg“ (Z. 9, 10, 34, 35), „hin und her“ (Z. 12, 19), „Geglüh“ (Z. 2, 3), „Lampe“ (Z. 6, 7, 9, 12, 14, 15, 19, 21) und „Leben“ (Z. 18, 21, 29) dem Text Intensität.

Sprachliche Bilder in Form von Vergleichen schaffen einerseits ein Gefühl von Klarheit, „Die [Schienen] lagen im Mond und waren schön blank wie Silber.“ (Z. 1), und andererseits Einsamkeit „Da weinte hinter ihnen eine Lokomotive wie ein riesiges Kind voll Heimweh auf.“ (Z. 24), und gar Bedrohung, „Und er [der Güterzug] grollte wie Gefahr“ (Z. 25). Denn die Personifikation der Eisenbahn vermittelt den Schmerz, fern von zuhause zu sein, und Zorn, umso lauter im Nachhall der Kriegswirren, in der nun stillen Sternennacht.

Dies findet seine Verstärkung in alliterierenden Wortbahnen, „die runden rotierenden Räder rollten ratternd unter rostroten roten Waggonen. Rasten rastlos rumpelnd davon“ (Z. 27, 28) und auch „Helle hinten am Himmel“ (Z. 8). Selbst onomatopoetische Elemente, wie der U-Ton des Windes (Vgl. Z. 2) und „klickernde“ Steine (Z. 11), erhalten den Kontrast von dunklen und lichten Tönen, von Moll und Dur, aufrecht.

Wenn auch eine musikalische Färbung des epischen Textes vorhanden ist, so löst sich diese in den Periphrasen für die Figuren des Werks auf. Der Dunkle ist der Junge, auch „der Nächtliche“ (Z. 1, 2, 3, 8, 16, 29) genannt, und der Lichtträger der Ältere, „der Mann mit der Lampe“ (Z. 6, 7). Wenn nun jener meint, das Leben ähnelt sich in seinem Hunger und den wenigen Erinnerungsstücken da wie dort, so wird dies auch sprachlich untermauert mit der Anapher „So ist das“ (Z. 14). Der Mann wirkt dadurch nachdenklicher, resignierter und im Angekommen-Sein in der Erwartungshaltung bescheiden. Aus seiner Sicht bietet das Leben nicht viel, ist anstrengend und mühsam. „Der Nächtliche“ (Z. 1, 2, 3, 8, 16, 29) als mutiger Wanderer, unterwegs nach Hamburg, hingegen spricht in hoffnungsvolleren, aber auch ängstlicheren Worten, wenn in Anaphern wiederholt wird „das Leben ist“ (Z. 29, 30), „Freude“ (Z. 31) und „Angst haben“ (Z. 30, 31), da der Weg bald fortgesetzt werden muss. Dahin, woher er gekommen ist: Hamburg.

Sie ist die Stadt, welche für den Nächtlichen über die Angst vor dem Ungewissen, mit Entschlossenheit und Zuversicht erreicht werden muss. Und, auch oder gerade darum, weil der Protagonist in seiner Namensgebung noch der Nacht angehört, kann ihm die Finsternis auf dem Weg kaum etwas anhaben. Borchert lässt ihn auf den mondbeschienenen Gleisen gehen (Vgl. Z. 1) und die Nacht durch das Leuchten aus dem Ort, mit dem einsam „raugebellten Hund“ (Z. 3) und dem Herandonnern der Lokomotive nächtlich wirken: „Das Geglüh und der Hund machten die Nacht zur Nacht.“ (Z. 3) und „Und sie [die Lokomotive] machte die Nacht zur Nacht.“ (Z. 24) Dies sind beispielhafte Epiphern für die Verheißung, möglicherweise bereits mit Tagesanbruch die Stadt zu erreichen. Denn der Silberstreifen leitet ihn erwartungsvoll zum Ziel.

Dort, in die große Stadt, muss er „wieder hin“ (Z. 17), ins Leben, ins einzig mögliche. Nichts anderes darf daneben bestehen. Nichts hat mehr Wert, denn als Heimkehrender aus dem Krieg treibt ihn die Freude auf das Wiedersehen des bekannten Hamburgs voran. In dieser unbedingten Bestimmtheit geht die zweistirnige Deutung von Hell und Dunkel auf, Anfang und Ende finden einander. Dennoch viel wahrscheinlicher ist, wie die fleckigen Bahngleise es ahnen lassen, dass lichte und schemenhafte Begegnungen auch dort folgen werden.

Wortanzahl: 716

## Textinterpretation zur Kurzgeschichte „Im Spiegel“ von Margret Steenfatt (BMB-Aufgabenstellung: Probeklausur 2014)

### Thema: Erwachsenwerden

**Situation:** Im Rahmen der schriftlichen Reife- und Diplomprüfung in Deutsch sollen Sie Ihre Fähigkeit, literarische Texte zu interpretieren, unter Beweis stellen. Lesen Sie die Kurzgeschichte „Im Spiegel“ (1984) von Margret Steenfatt. Verfassen Sie nun die Textinterpretation und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- **Geben** Sie die Situation wieder, in der sich der junge Mann, Achim, befindet.
- **Untersuchen** Sie den Text hinsichtlich der sprachlichen Mittel, mit denen diese Situation dargestellt wird.
- **Deuten** Sie Achims Verhalten, indem Sie dabei vor allem den Schluss des Textes beachten.

Schreiben Sie zwischen **540 und 660 Wörter**. Markieren Sie die **Absätze mittels Leerzeilen**.

### Textvorlage: Margret Steenfatt: „Im Spiegel“ (1984)

2 „Du kannst nichts“, sagten sie, „du machst nichts“, „aus dir wird nichts“. Nichts. Nichts. Nichts. Was  
4 war das für ein NICHTS, von dem sie redeten und vor dem sie offensichtlich Angst hatten, fragte sich  
6 Achim, unter Decke und Kissen vergraben. Mit lautem Knall schlug die Tür hinter ihnen zu.  
8 Achim schob sich halb aus dem Bett. Fünf nach eins. Wieder mal zu spät. Er starrte gegen die  
10 Zimmerdecke. – Weiß. Nichts. Ein unbeschriebenes Blatt Papier, ein ungemaltes Bild, eine tonlose  
12 Melodie, ein ungesagtes Wort, ungelebtes Leben.

14 Eine halbe Körperdrehung nach rechts, ein Fingerdruck auf den Einschaltknopf seiner Anlage.  
16 Manchmal brachte Musik ihn hoch.

18 Er robbte zur Wand, zu dem großen Spiegel, der beim Fenster aufgestellt war, kniete sich davor und  
20 betrachtete sich: lang, knochig, graue Augen im blassen Gesicht, hellbraune Haare, glanzlos. „Dead  
22 Kennedys“ sangen: „Weil sie dich verplant haben, kannst du nichts anderes tun als aussteigen und  
24 nachdenken“.

26 Achim wandte sich ab, erhob sich, ging zum Fenster und schaute hinaus. Straßen, Häuser, Läden,  
28 Autos, Passanten, immer dasselbe. Zurück zum Spiegel, näher heran, so nahe, dass er glaubte, das  
30 Glas zwischen sich und seinem Spiegelbild durchdringen zu können. Er legte seine Handflächen  
32 gegen sein Gesicht im Spiegel, ließ seine Finger sanft über Wangen, Augen, Stirn und Schläfen  
34 kreisen, streichelte, fühlte nichts als Glätte und Kälte.

36 Ihm fiel ein, dass in dem Holzkasten, wo er seinen Kram aufbewahrte, noch Schminke herumliegen  
38 musste. Er fasste unters Bett, wühlte in den Sachen im Kasten herum und zog die Pappschachtel  
40 heraus, in der sich einige zerdrückte Tuben fanden. Von der schwarzen Farbe war noch ein Rest  
42 vorhanden. Achim baute sich vor dem Spiegel auf und malte zwei dicke Striche auf das Glas, genau  
44 dahin, wo sich seine Augenbrauen im Spiegel zeigten. Weiß besaß er reichlich. Er drückte eine Tube  
46 aus, fing die weiche ölige Masse in seinen Händen auf, verteilte sie auf dem Spiegel über Kinn,  
48 Wangen und Nase und begann, sie langsam und sorgfältig zu verstreichen. Dabei durfte er sich nicht  
50 bewegen, sonst verschob sich seine Malerei. Schwarz und weiß sehen gut aus, dachte er, fehlt noch  
52 Blau. Achim grinste seinem Bild zu, holte sich das Blau aus dem Kasten und färbte noch die  
54 Spiegelstellen über Stirn und Augenlidern.

56 Eine Weile verharrte er vor dem bunten Gesicht, dann rückte er ein Stück zur Seite, und wie ein Spuk  
58 tauchte sein farbloses Gesicht im Spiegel wieder auf, daneben eine aufgemalte Spiegelmaske.  
60 Er trat einen Schritt zurück, holte mit dem Arm weit aus und ließ seine Faust in die Spiegelscheibe  
62 krachen. Glasteile fielen hinunter, Splitter verletzten ihn, seine Hand fing an zu bluten. Warm rann  
64 ihm das Blut über den Arm und tröpfelte zu Boden. Achim legte seinen Mund auf die Wunden und  
66leckte das Blut ab. Dabei wurde sein Gesicht rotverschmiert.

68 Der Spiegel war kaputt. Achim suchte sein Zeug zusammen und kleidete sich an. Er wollte  
70 runtergehen und irgendwo seine Leute treffen.

Quelle: Hans-Joachim Gelberg (Hrsg.): *Augenaufmachen. 7. Jahrbuch der Kinderliteratur. Weinheim und Basel: Beltz*  
1984, S. 218 f.

## Textinterpretation zur Kurzgeschichte „Im Spiegel“ von Margret Steenfatt

(von Vivienne Rigo geschrieben und von Sabine Mair zum Teil abgeändert und ergänzt)

Die Kurzgeschichte „Im Spiegel“, verfasst von Margret Steenfatt, veröffentlicht im siebten Jahrbuch der Kinderliteratur „Augenaufmachen“ von Hans-Joachim Gelberg im Jahr 1984, handelt von einem Jungen namens Achim. Dieser ist in seiner Hoffnungslosigkeit und seinem Selbsthass so tief gefangen, dass er durch den Anblick seines eigenen Spiegelbildes, voller Wut, den besagten Spiegel zerschlägt.

Achim ist in Gedanken versunken, welche ständig um dieselben Fragen und Aussagen anderer über seine Zukunft kreisen. Immer wieder sieht er sich mit Hoffnungslosigkeit konfrontiert. Obwohl er viel zu spät dran ist, schafft er es nicht, sich aus dem Bett zu hieven, starrt stattdessen regungslos an die Zimmerdecke. Gedanken voller Pessimismus und Traurigkeit machen sich breit. Nach längerem Verharren rappelt sich Achim mithilfe seiner Musik doch auf und macht sich auf den Weg zum Spiegel. Dort betrachtet er sein Gesicht, ertastet am Gegenbild die Gesichtszüge und beschließt, sie mit schwarzer, weißer und blauer Farbe nachzumalen, bis sein eigentliches Spiegelbild für kurze Zeit verschwunden ist. Mit einem Schritt zur Seite kommt jedoch sein farbloses Gesicht wieder zum Vorschein und alles, was bleibt, ist eine aufgemalte Spiegelmасke. Achim packt der Zorn und zerschmettert mit einem Schlag den Spiegel. Blutverschmiert nimmt er seine Sachen, kleidet sich an und will hinuntergehen, um Freunde zu treffen.

Die traurigen Gedankengänge Achims werden auch durch den Einsatz von rhetorischen Stilfiguren verstärkt. Hierfür werden einerseits die Anapher in Form einer Klimax („Du kannst nichts“, „du machst nichts“, „aus dir wird nichts“, Z. 1) und die Wiederholung („Nichts. Nichts. Nichts.“, Z. 1) verwendet, um die Ratlosigkeit des Protagonisten zu verdeutlichen. Andererseits findet durch Metaphern („Ein unbeschriebenes Blatt Papier, ein ungemaltes Bild“, „ein ungesagtes Wort“, Z. 5-6) und durch Oxymora („eine tonlose Melodie“, „ein ungelebtes Leben“, Z. 5-6) die Ohnmacht ihren Ausdruck. Erkennen lässt sich die Unwirksamkeit dem Leben gegenüber auch im Vergleich („wie ein Spuk tauchte sein farbloses Gesicht im Spiegel auf“, Z. 32-33) und in der Ellipse zur Beschreibung von Automatismen („Eine halbe Körperdrehung nach rechts, ein Fingerdruck auf den Einschaltknopf seiner Anlage.“, Z. 8) sowie in der Aufzählung („Straßen, Häuser, Läden, Autos, Passanten, immer dasselbe.“, Z. 15-16). Dadurch wird Achim in einer Rolle beschrieben, welche geprägt von der Meinung anderer ihn vereinnahmt und einer grauen Ansicht über sich selbst und die Welt überlässt. Durch das Zerschlagen des Spiegels zeigt sich der Selbsthass und die Wut über das eigene Scheitern. Durch diese Zersplitterung, als impulsiver Akt, wird Energie frei.

Ganz offensichtlich thematisiert die Kurzgeschichte eine gesellschaftlich aktuelle Problematik, mit der vor allem Jugendliche vertraut sind. Wir leben in einer schnelllebigen Zeit, in welcher der Druck betreffend Ausbildung und Karriere steigt und immer mehr verlangt wird.

Viele finden sich in Achims Rolle wieder. Denn mit Druck kommen Sorgen. Sorgen um die Zukunft, Sorgen um die Existenz und Zweifel an den eigenen Fähigkeiten. Immer mehr Jugendliche fühlen sich an die Wand gedrängt, ins kalte Wasser der Erwartungen gestoßen. Diesen möchte man gerecht werden, bis man eines Tages daran zerbricht und sich selbst nicht wieder erkennt.

Jenen Punkt muss Achim wohl erreicht haben. Er schwimmt in einem Meer voller Selbsthass, Zweifel, Wut und Depression. Der Blick in den Spiegel verdeutlicht Achims Seelen- beziehungsweise Gemütszustand. Er brachtet sein farbloses, knochiges Gesicht, seine grauen Augen und sein glanzloses Haar. Sein Aussehen spiegelt seine Ansicht der Welt und des Lebens gegenüber wider.

Seine Welt und alles, was sie beinhaltet, ist grau geworden. Nur noch Stimmen der Kritik in seinem Kopf. Das blasse Gesicht, der fahle Blick einer grauen Maus, inmitten von vielen grauen Mäusen. Daher rührt auch der Drang, sein Gesicht im Spiegel farblich darzustellen, um seine Lebensfreude, seinen Willen und seine Individualität zurückzugewinnen. Das Grau verschwindet, es weicht einem Schwarz, einem Weiß und einem Blau. Das Leben bekommt wieder Farbe. Für einen kurzen Moment flackert Hoffnung auf, bis sie durch einen kleinen Schritt zur Seite wieder erlischt. Die Realität trifft ihn wie ein Schlag ins Gesicht. Selbsthass und Wut übermannen ihn, der Spiegel zerbricht, Symbol der zerstörten Hoffnung. Das Blut – Symbol des Schmerzes und die Spiegelmасke – Symbol für ein neues, glückliches Ich ...

Wortanzahl: 668